**Zeitschrift:** Neue Schweizer Rundschau
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft
**Band:** - (1926)
**Heft:** 10

**Artikel:** Ein Lesewerk
**Autor:** Willi, Walter
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-760050

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 13.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Ein Lesewerk

*Von Walter Willi*

Ein erfreulicher Fortschritt entdeckt sich in der heutigen Anthologie. Sie erhebt in ihrer höchsten Art den Anspruch, Werk zu sein würdig der besten Leser und der steten Lesung, eben Lesewerk, wie sie ja auch tiefste Werklese ist, entstanden aus jahrzehntelanger, straffer Auswahl eines kompromisslosen Künstlers. Das ist ein Stück innersten Lebens und muss als solches geliebt und bewundert oder bei aller Ablehnung mit edlem Anstand geachtet werden. So wird keiner anders als mit dem Ausdruck wirklicher Bewunderung der Prosalese Hofmannsthals gedenken. Denn ihm gelang es, aus der Überfülle eines Jahrhunderts stilvollendete und stilbestimmende « Kosmoi » herauszuheben und so den Sprachweg eines Säkulums säkular darzustellen. Wie ein solches Lesewerk Vollendete wiedergibt und von einem Vollendeten stammt, packt es auch den geklärten Menschen allein dauernd und tief: eine Wahrheit, die besser keine wäre, wenn sie eben nicht täglich neu bestätigt würde.

Um so betrachtenswerter, wenn es trotzdem ein kühner Mann[1]) versucht, ein Lesewerk solch oberster Ordnung für den *jungen* Menschen, oder wenigstens *vor allem* für diesen, zu schaffen. Das Buch nennt sich *Der Deutsche* und will in kurzen Bildern von vollendeter Sprachformung das geistige Lebensgebiet des Deutschen in seiner Riesensynthese von Geschichte und Natur darstellen. Die drei ersten Teile werden darlegen, wie der Deutsche Antike und Christentum in sich aufnimmt und sich in der werdenden europäischen Welt gestaltet, der vierte wird in biographischen Einzelbildern großer Männer den Deutschen in der ihm eigenen Form des homo humanissimus zeigen, der letzte Teil endlich prägt die erkenntnisvertiefte und -gereinigte Weltsicht und das kosmische Menschentum, wie es durch Goethe und nach ihm im großen deutschen Menschen bedeutende Gestalt wird. Man merkt schon aus der verkürzten Wiederholung des Aufrisses: nicht nur in der Forderung des höchsten Formniveaus, vor allem auch in dem darzustellenden Stoff und in der

[1]) Friedrich Wolters: *Der Deutsche*, ein Lesewerk (« für die obern Klassen der höheren Lehranstalten» berichtet die Voranzeige genauer). Von den fünf Teilen erschienen Teil I: « das Bild der Antike bei den Deutschen», und Teil II: « Sicht in Vorzeit und Mittelalter». Verlag Ferdinand Hirt und Sohn, Leipzig und Breslau.

Art dieser Darstellung ein großes, ein edles Beginnen. Zwar kommt das Wort « deutsch » genügend oft vor, aber es handelt sich hier selbstverständlich um den volkhaften Deutschen, dessen Mitteproblem die Formung und stete Neuformung einer germanischen Kultur ist. Und welch unheimliche Weltwucht diesem « Mythos » innewohnt, zeigt die unergründliche Polyphonie des deutschen Geistes seit Lessing ja erschreckend schön.

« Das Bild der Antike bei den Deutschen » heißt der erste Teil. An ihm sei dargelegt, was Wolters nicht mehr verspricht, sondern gibt und nicht gibt. Wenn ich es rückhaltlos tue, so geschieht es deshalb, weil der ganze Gedanke eines solchen Lesewerkes, die Art seiner Verwirklichung und Auswirkung das Problem der Bildungsschule – unausgesprochen – in der Mitte packt. Diese Mitte klar zu zeigen, sei gewagt.

Die Antike ist neben dem Christentum die entscheidende Umformung des neuzeitlichen Menschen. Von ihm Jahrhunderte hindurch in staatlicher und kirchlicher Form unbewusst empfangen, in der Sehnsucht nach dem menschlichsten Menschen wechselnd klar und doch in weiten Zeiträumen immer reiner gesehen, erscheint sie im geschichtlichen Gefüge so wesenhaft und nachhaltig, fordert in ihren künstlerischen und denkerischen Inhalten so bedingungslos innerste Betrachtung, dass für sie eine bloß geschichtliche und « kulturgeschichtliche » Sehweise dem *bewussten* europäischen Menschen nie genügen wird, sondern allein die der künstlerischen Formen: der sprachlichen und bildlichen. Dieses europäische Schicksal erfüllte und erfüllt der germanische Geist in *seiner* Seelenlage und in *seiner* Art. Das war das Thema des Wolterschen ersten Bandes, und dieses Thema hat er im wesentlichen erfüllt, trotzdem der europäische Hintergrund nicht so stark gezeichnet ist, dass er sich in der notwendigen Perspektive erhöbe.

In zehn schönen Kreisen, verschieden nach Wert und Größe, doch alle innig miteinander verbunden, erscheint hier die antike Welt: Die Götter – Mensch, Volk, Vaterland – Dichter, Täter, Weise – Stadt und Staat – Kampfspiel und Fest – Kunst – Krieg – Sprache und Rede – Geschichtsschreibung – Die antike Welt und die Deutschen.

56 Schriftsteller, Künstler, Philosophen, Wissenschafter, Menschen der verschiedensten Begabungen, Ausmaße und Temperamente, haben diese Antikensicht in 185 Bildern geformt. Zeitlich umspannt sie die Jahre 1756–1924, das heißt das Denken, Fühlen und Wollen von sechs Generationen. Und doch wird diese Mannigfaltigkeit *vorerst* gebändigt durch den streng sachlichen Aufbau, dem jeder Gedanke und jedes Bild *vorerst*

seine Eigenart unterordnet. So bietet sich dem Leser neben dem Vielerlei auch das Eine Viele: vor allem jene echt griechische *Vollendung*, wie sie ihren Grund in der einzigen Gewachsenheit aller griechischen Form hat – eine Gewachsenheit, in der die Polis, das Volk, die Vergangenheit, die Sprache als der Poietes erscheint und der Künstler nur als der Heuretes; jenes griechische *Maß*, das deshalb so stark war, weil es volkhaft gefühlt wurde, und deshalb von so bedingungsloser Klarheit und unergründlicher Tiefe, weil gerade der *weiseste* Grieche es aus ureignem Zwang verkörpern und in es seine maß*losesten* Gedanken zurückdrängen musste; jener nur-griechische Mensch, der, hervorgehend aus dem innigen Verband von Stamm, Polis, Natur, Nomos und Mythos bei aller Bewusstwerdung diesen Urgrund nie aufgab und, unbefangen in aller Kunst überkommene und ungespaltene Formen vollendend, mit einem ungeheuern kaum merkbaren Lächeln das lebendige Eins von Mythos und Logos, Tragodia und Komodia gestaltete. –

Es sind große Erkenntnisse. Und doch dürfen es nicht nur Erkenntnisse bleiben, sondern sollen in hundert Erscheinungsweisen immer wieder uns begegnen, auf dass sie uns ins Blut übergehen und in uns ein *unbewusstes* Griechentum wachse, wie es im mittelalterlichen Menschen wuchs. Und das ist eben das unschätzbar Wertvolle des Wolterschen Lesewerkes, dass es diese hundert Erscheinungsweisen der griechischen Grundkräfte immer wieder neu wiedergibt und damit den Weg zu jenem unbewussten Griechentum gewaltig ebnete, wenn ... er nicht schon geebnet sein müsste, um dieses Buch überhaupt lesen zu können; denn wirklich, es hat unverschweigbare Mängel.

Der erste Nachteil ist die unglaubliche Verschiedenheit der einzelnen Darstellungen. Der Zwang der sachlichen Anordnung hält nur *vorerst* an. Die Verschiedenheit ist zu groß. Denn sie liegt nicht allein in den verschiedenen Lebenstypen und Ausmaßen der Darsteller, sonst würden so verschiedene Homere wie der Herders und Nietzsches, so verschiedene Cäsare wie jener des Johannes v. Müller, Mommsens und Gundolfs uns nicht so unmittelbar packen. Zwar gibt es eine prachtvolle Reihe echter Aphorismoi, Abgrenzungen, die keine kritische Grenze mehr ertragen; wo man ob der unerhörten nackten Offenheit einer großen Seele in die eigene Mitte getroffen verstummt. Aber dann gibt es in diesem Buche auch die größere Reihe von Darstellungen, in denen eine schöne Erkenntnis durch problematische Auslassungen überwuchert wird oder eine an sich betrachtenswerte Spekulation an den klaren Tatsachen einfach scheitert: Winckelmann, Herder, Friedrich Schlegel, Bachofen erscheinen in

ihren Worten oft in solcher Weise. Und wiederum gibt es eine Reihe von Darstellungen – Gerlach und E. Curtius ragen hier besonders hervor –, die durch ihre rührende Naivetät auf das seltsamste kontrastieren mit jenen Aphorismoi und kühnen Fragezeichen; eine Naivetät, die mehr hellenisierte deutsche Hausbackenheit ist, als – wie Wolters glaubt – jene plastische Einfachheit voll sinnlichen Stoffes, wie sie der griechischen Darstellung eignet.

Ein zweiter, ebenso entscheidender Nachteil muss genannt werden. Zwar gibt es 56 Schriftsteller, die an diesem « Antikenbild » gearbeitet haben und von 1756 bis heute ist kein Jahrzehnt, das nicht vertreten wäre. Und trotzdem ist dieses Gesamtbild nie das wesentliche Bild der deutschen Antike. Es ist die Antike Winckelmanns, Herders, Goethes, Nietzsches und der Georgefreunde, sei es durch ihre eigene Darstellung, sei es durch die ihnen Nahestehenden, wie K. Ph. Moritz, Jacobs, Gerlach. Sachlicher gesagt: es ist das Griechenbild der Klassik, einer klassizistisch eingeschränkten Romantik, der gewaltig abgesprengten Eigenwelt Nietzsches und des George-Kreises. Dass dies entscheidende Brechungen der Antike sind, wer möchte es verkennen? Nur erkenne man sie als Brechung und vergesse das eine Gefährliche nie: dass diese Menschen häufig, ohne die Wucht des besondern Tatsächlichen in sich erlebt zu haben, die Griechen zum Ideal erheben. Da bildet sich denn jene so typische Typenlosigkeit der Idealisierung heraus, die wohl Wahrheit der Stimmung ist, aber nie die verzehrend schöne Wahrheit der innersten Seele. An dieser «Krankheit» leidet alle klassizistische Denkhaltung, sobald sie höchstes Ausmaß nicht erreicht. Ja selbst Goethe kann ihr in einem Augenblick des Tatsachenmangels oder seelischer Halbspannung verfallen, wie sein Platonwort in der *Farbenlehre* zeigt. Dagegen: welche Kraft seiner Worte, wenn er zu W. v. Humboldt über die Äschyleische Trilogie spricht oder in dem Aufsatz über Myrons Kuh zwei Generationen vor Nietzsche den griechischen Theomorphismus findet; welch packende Wucht, wenn K. O. Müller oder Mommsen oder Furtwängler einen kleinen Tatsachenkreis machtvoll ausweiten zu einer idealen Typisierung, in der Wort für Wort das Leben einer wahrhaft erkennenden und in der Erkenntnis ergriffenen Seele drängt. In diesem Augenblick spricht kein Wissenschafter und kein Künstler mehr, sondern erkenntnishellste Menschen. Sie « schreiben » denn auch in diesem Augenblick eine unerhörte Sprache, dämonisch klar und gespannt und straff, wie ihre Seele soeben ist, eine Sprache, vor der die durchdachteste Stilüberlegung und die edelste Konvention matt und trüb versinkt.

Es gibt solche verhaltene Durchbrüche in dieser Werklese; ich habe eben welche genannt. Dafür sei Wolters besonders gedankt. Es gibt sie zu wenig, wenn man bedenkt, wie entscheidend und versteckt gerade durch sie das Bild der Antike bei den Deutschen bestimmt ist. Welcker und Kekulé, Dilthey und Wilamowitz, Burckhardt und Werner Jaeger, Hofmannsthal und R. A. Schröder haben in solchen Augenblicken voll sinnlichen Stoffes und seiner weitesten Durchgeistigung das deutsche Bild der Antike ebenso edel bestimmt wie K. Ph. Moritz und Jacobs, tiefer und wesentlicher als die Winckelmannsche Klassik und die Herdersche Romantik – auch wenn sie nicht Winckelmann und nicht Herder waren. Ich weiß zu gut, warum diese Menschen in Wolters Antike schweigen: es wäre dann keine Werklese mehr von Georgeschem Geist und Willen gewesen – aber eine noch schönere als sie jetzt ist, auch « deutschere », freilich auch viel schwerere. Denn es braucht stets den ganzen Menschen, ein Blatt zu erkennen, wo die Sprache solche Formung reinen, bewussten Menschentums ist. Solange aber Wissenschafter und Künstler jener Art – Burckhardt allein kommt einmal zu Worte – geflissentlich verschwiegen werden, solange gibt es das Bild der Antike bei den Deutschen nicht.

Und einen dritten Mangel darf ich nicht verschweigen: die willkürliche Darstellung der antiken Lebensäußerungen. Ich sagte früher, dass in dieser Werklese für den wirklichen Betrachter in hundert Erscheinungsweisen die großen Grundkräfte des Griechentums klar werden. Ich wiederhole es in aufrichtiger Freude. Und doch frägt man sich erstaunt: Warum lesen wir unter den Plastikenbeschreibungen wohl jene des sogenannten Herakles und des Apoll von Belvedere, aber keine einzige eines griechischen Originals? Nicht der einzigen Koren des Erechtheions, nicht der Parthenonskulpturen, nicht der Demeter von Knidos, nicht des Praxitelischen Hermes, wo doch immer bewusster und wuchtiger *ein* herrlicher Weg von der griechischen Plastik vor und um 400 v. Chr. zur neuen Eigenfindung der Edellinie führt. Wie kommt es, dass die ungeheure Kontinuität der vorsokratischen Philosophen, dieser mittegriechischen Menschen, denen deutscher Geist so sehr verhaftet ist, dass diese Kontinuität – Urgrund allen europäischen Denkens – nicht dargestellt wird? Warum spricht der griechische Tempel so unvernehmbar leise zu uns, wo doch sein Geist uns zwar weniger enthusiastisch, aber so viel tiefer und reiner beherrscht als je eine Generation? Warum schweigt das dämonisch helle Lachen der Komödie, ohne das Platon, dieser vollendetste Grieche, *den* Menschen und *den* Künstler sich nicht denken kann? Und warum endlich schweigt fast alles Römische außerhalb des Cäsarischen Kreises?

Selbst Plantus, Horaz, Lucrez und Tacitus, die doch so etwas ganz anderes sind als « nur » Hellenismus, die doch eine wahrhaft große, besondere und für den Deutschen stets wesentliche Prägung gefunden haben für jene Einung griechischer *Arete* und römischer *virtus*?

Eins ist klar geworden: das Bild der Antike bei den Deutschen ist dieses Lesewerk nie, denn es fehlen wesentliche Griechen und wesentliche Deutsche, und es fehlen ganz entscheidende Konjugationen des griechischen mit dem deutschen Geist. Und ein Buch für den jungen Menschen ist es auch nicht. Denn wer als Candidus in diese ungeschiedene Masse genialen Tiefblicks und Tiefsinns, hellen Scharfsinns und edeln Zweifels, kühner Fragespiele und rührender Einfalt hineingerät, der verliert gerade das Notwendigste, den Maßstab für Verhältnisse und die Perspektive für das geschichtliche Gefüge; gerade das Griechischste, das Maß – wenn er nicht den rettenden Archimedespunkt besitzt, das tiefe Gefühl für griechisches Wesen, in tiefer Arbeit gewonnen aus der griechischen Form. Besitzt er ihn, dann glücklich dieser Mensch: dann wird er der höchst langsame Leser *eines* Buches, den man gewaltig fürchten möchte. Aber junge Menschen mit diesem Archimedespunkt!? –

Also für den Schüler ist dieses Lesewerk unbrauchbar. Und doch muss er es lesen, nicht nur der Gymnasiast, der höhere Mittelschüler überhaupt. Denn gerade kraft seiner wundervollen Aphorismoi *und* wundervollen Fehler ist es *das* Buch, durch welches das wahrhafte Lesen gelernt werden kann: jenes Lesen, das fernab von « Rosinenklauben » und Geschmäcklertum, durch die konventionellen und besondern Schichten der künstlerischen Formen hindurchdringt; das aus dem innersten Vergleich des Denkers und seines Vorwurfs und der menschlichen Seele unausmessbare Maße ahnt und mit der stolzen Demut des Logos das eigene notwendige Maß gewinnt. Dieses Lesen wünscht sich Wolters freilich nicht, denn es ist nicht ein-fältige Aufnahme des dargebotenen sinnlichen Stoffes, sondern es ist griechisches Lesen, die Anagnosis selbst, das « leibhafte » freuden- und leidenreiche Wiedererkennen menschlichen Seins. Eines aber darf der Schüler auf seinem herrlichen und schweren Wege nicht entbehren: den Führer. Den wahren Paidagogos, der für ihn das Wissen und das Gefühl für die gewachsene griechische Form und deren Grenzen hat und es immer wieder neu erwirbt; der daraufhin den werdenden Menschen durch das wunderbare und gefährliche und unumgängliche Reich führt, wo der germanische Geist dem griechischen begegnete und auf nordischem Grund einen neuen Typus Mensch, den bewusst europäischen Menschen, schuf.

Unbewusst ist dieses Buch *ein* Schrei nach der wahrhaften Persönlichkeit. Der Lehrer als solcher eine Persönlichkeit in der Form des bewusst europäischen Menschen: diesen Grundgedanken aller heutigen Gymnasialprobleme spricht Wolters nicht aus, denkt sich ihn kaum in dieser Form, gestaltet ihn jedoch mit seltener und höchst auffälliger Hartnäckigkeit; ich möchte ihn mit aller Schärfe aussprechen und mit allem Willen festhalten nicht nur deshalb, weil er mit köstlichem Unverstand nicht gedacht oder mit rührender Naivetät verschwiegen oder mit geschäftiger Ängstlichkeit seiner Kraft « beraubt » wird, sondern weil er allein die Grundlösung für die Probleme des Gymnasiums und aller Mittelschule ist. Denn nur der homo humanissimus in dieser neuen Form hat die Kraft, die Naturgeschichte des Geistes und der Kunst elementar und bis zum letzten Wort beseelt jungen Menschen zu erschließen. Nur er kann mit der weisen Zucht und Beschränkung des Führers und mit der jugendlichen Kraft des Liebenden den großen Menschen der Vergangenheit so erstehen lassen, dass jeder sehnlichst wünscht, sein ganzes Leben, wenn nicht schwacher Ringer gemäß seinen Kräften, so doch demütiger Zuschauer zu sein auf diesem heilig-schönen Menschheitsfest, wo es wie bei der Leichenfeier des Patroklos Odysseis gibt, die siegen, und Aiasse, die Athena stürzen lässt. Nur er schafft die Vergangenheit, ohne die es keine Gegenwart und keine Zukunft gibt, um zur aufbauenden Größe des Einzelnen und der Gemeinschaft. Nur er scheidet furchtlos die Niedern und Unbegabten aus und entdeckt die Schwachen, die einmal stark werden, sieht mit dem unergründlichen Scharfblick des Menschenkenners das Angelernte und Anempfundene, das Blendertum und jugendlich Phrasenhafte, rottet dies mit der Härte der Liebe aus und bringt den jungen Menschen zu dem ihm eigenen Können. Er vor allem hemmt die trostlose Proletarisierung der « Intellektuellen » und die sinnlose Überfüllung der « akademischen » Stände. Er wird glücklich mithelfen in der Bildung der zukünftigen, der innern Ständeordnungen. Dieser Lehrer wird stets selten sein. Aber ihn muss das Gymnasium haben, wenn es nicht eine ungeheure Karikatur jenes Gymnasiums sein will, das sich die besten abendländischen Geister erdachten und erwünschten. Dieser Paidagogos erfüllt allein den Sinn des Gymnasiums: bald lockend und streng, bald lächelnd und warnend führt er zu dem Menschen, den er stündlich in sich mehr vollenden muss, zum homo humanissimus in der Form des geschichtlich bewussten *und* übergeschichtlichen kosmischen Europäers. Es ist das Ideal, das Lessing zu formen begonnen, Goethe gelebt, Nietzsche nicht vollendet hat. Es zerstört in seinem dämonisch schönen Wuchs die

Ideale, durch die es groß geworden ist, die die europäische Geschichte als kulturschaffende Grundtypen aufweist und die alle Bildungsschule bestimmt haben: den antiken Menschen, den gentiluomo, den homo doctus. Er wird die nächsten Jahrhunderte trotz der ungeheuerlichsten Widerstände bestimmen.

Man begreift, dass das Gymnasium diesem neuen Herrn zu dienen sich fürchtet. Mit der Heimlichkeit und Energie der Angst verdingt es sich dem Gegner seines Herrn, dem « andern Europäer », der grausam zahlreich in feinen und groben Formen lebt; über den das letzte Erdenkind mitleidig und höhnisch lächeln darf; den man lobt, wenn man ihn Krämerseele schilt. Ihm zu dienen, sei dem Gymnasium versagt. Mutig diene es dem neuen Ideal, das eine wirre und doch große Zeit dank einer mächtigen Vergangenheit ihm auferlegen muss. – Damit ist dieser Mythos zu Ende; doch möge keiner vergessen, dass der strenge Logos sein Vater war.